

heit, und in meiner Stimme lag mehr Zärtlichkeit als Neckerei, wenn ich unter Liebeskosungen ihr zuflüsterte: „Maskotte, kleine Maskotte . . .“

Ich bestand also gar nicht mehr darauf, daß sie zu mir käme, als sie eines Nachmittags ganz unvermutet bei mir eintrat. Zögernd stand sie in der Tür, lächelte in ihre Federboa hinein, und überrascht schaute ich sie an. Als die Tür sich hinter ihr geschlossen hatte, änderte sie ihr Wesen, sie wagte nicht mehr zu lachen, und in einem Sessel sitzend, hielt sie auf den Knien ihren Tugendschild: ein kleines Handtäschchen, die abgetragenen Handschuhe und ein in Papier eingewickeltes Schnittmuster. Dann wurde sie zutraulicher, sie wollte die Bilder sehen, die Bücher, die Arbeit, an der ich gerade schrieb, und sie warf einen Blick in mein Schlafzimmer, indem sie sich an der Türe festhielt, es jedoch nicht wagte, einzutreten.

Ihr Gebaren, das ganz dem eines furchtsamen Vogels glich, belustigte mich, und an diesem Tage war ich voller Aufmerksamkeit für sie: ich reichte ihr den Tee, heftete, ohne sie nur zu berühren, eine Rose an ihr Kleid, und gab ihr nur einen einzigen Kuß, als sie ging. Da es gerade die tote Saison war, kam sie noch öfters wieder.

Bald fühlte sie sich bei mir wie zu Hause, und sie spielte während des ganzen Tages „die Dame“, indem sie recht brav in einem Sessel sitzenblieb, während ich arbeitete. Manchmal auch fuhren wir aufs Land hinaus. Sie konnte in Verzückerung geraten, wenn sie Wälder ohne Aufseher und ohne eingefaßte Rasenflächen sah, oder unendlich weite Getreidefelder und Blumen, die nicht in den kleinen Wagen der Händlerinnen, sondern wild wuchsen. Im Forst von Marly hatten wir ein ruhiges Gasthaus entdeckt, wo wir oft einkehrten, und sie aß mit einer gefräßigen Freude, jedesmal enttäuscht, wenn der Nachtisch kam und sie nun nicht mehr genügend Hunger hatte, um alle Kuchen aufzuessen.

Als sie die ganze Woche gefeiert hatte, mußte ich, damit die Mutter nichts merke, ihr ihren Wochenlohn geben, und jedesmal gab es eine sentimentale Komödie; ich mußte bitten, sie streicheln und ihr mit Gewalt die dreißig Franken in die geballten kleinen Fäuste drücken. Mit gesenkter Stirn sagte sie dann ganz leise: „Ich schäme mich so!“ Und wegen dieser Worte allein, die sie mit schmollender Stimme sprach, hätte ich sie anbeten können.

Zu dieser Zeit (es war mitten im Sommer: ich erinnere mich, daß auf meinem Tische

immer weiße Nelken in einer großen Vase standen) hätte ich sie zu meiner Geliebten machen können, wenn ich es bloß gewollt hätte. Aber ich wollte es nicht. Nicht etwa deswegen, weil spießbürgerliche Vorurteile mich daran hinderten. Ich möchte auch nicht behaupten, daß es aus Achtung vor ihr geschah: Man empfindet eine solche Achtung nur für Frauen, die man nicht begehrt. Aber ich empfand schon im voraus Gewissensbisse, ich hatte Furcht davor, die erste Hingabe, nach der die andern so leicht sein würden, von ihr zu fordern. Und wenn ich ihren schmalen, eckigen Körper streichelte, dachte ich oft in meiner Einfalt, daß sie es mir zu danken hätte, wenn sie nicht „auf Abwege geraten“ würde.

Als sie ihre Arbeit wiederaufgenommen hatte, kam sie am Abend ganz niedergeschlagen zu mir.

„Ich wünschte, ich hätte es noch so gut wie im vergangenen Monat“, meinte sie, an meine Schulter gelehnt. „Wie langweilig ist es im Atelier . . . Hast du auch daran gedacht, den Blumen frisches Wasser zu geben? . . . Waren das doch schöne Ferien! Jetzt fällt das Arbeiten mir wieder schwer, ich möchte gern was anderes anfangen.“

„Wahrhaftig, Fräulein Vivette gefällt das Arbeiten nicht mehr?“ spottete ich. „Böses Mädchen . . .“

Zärtlich schalt ich sie, doch meine kleine Freundin war ganz traurig und wiederholte eigensinnig:

„Es gefällt mir nicht mehr!“

Bald aber hatte sie sich im Atelier wieder eingelebt, und ihre Fröhlichkeit war wiedergekehrt. Eines Abends kam sie mit einer Freundin an, einer Blondin, deren Mund stets zum Lachen bereit war und die sich anscheinend die Augenbrauen mit einem abgebrannten Streichholz färbte.

„Meine Kollegin Andrée“, stellte sie vor. „Sie sitzt im Atelier neben mir.“

Auch Andrée liebte nicht die Schneiderei, ebenfalls nicht die enge Wohnung in der Rue Clignancourt, wo sie bei ihrer Tante, ihrer einzigen Verwandten, wohnte. Sie wollte sich so gern amüsieren, das „Leben genießen“, wie sie sagte.

„Und trotzdem anständig bleiben, nicht? . . . Denn das kann man doch dabei . . .“

Anfangs mißfiel es mir, daß Vivette dieses allzu gewitzte Mädel zu ihrer Freundin gemacht hatte; da sie aber lustig und hübsch war, fühlte ich mich bald wohl in ihrer Gesellschaft.